

Lebensläufe

Julianna RÁCZ



Die angewandte Grafikerin Julianna RÁCZ schloss ihr Studium an der Leipziger ›Hochschule für Grafik und Buchkunst‹ (HGB) 1985 als Diplomgrafikerin ab.

Wie verging für Dich die Zeit nach Deinem Studium, eher schnell oder langsam?

Ich glaube, viele von uns denken, wir haben einen sehr weiten Weg zurückgelegt, aber sekundenschnell. Mich verbinden zahlreiche Erlebnisse mit der Hochschule, es ist, als wäre alles gestern geschehen. Aber auf der anderen Seite ist es schon zehn Jahre her, dass es das Land, die DDR, nicht mehr gibt. Das Tempo, das aus einem äußeren Zwang einen inneren Zwang machte, ist faszinierend, jedoch stimmt es mich auch ein bisschen traurig. Wofür wir in diesem Metier vor zwanzig Jahren zwei Wochen hatten, dafür haben wir heute nicht einmal zwei Tage.

Hattest Du damals etwa andere Vorstellungen von der Kunst?

Alle hatten andere Vorstellungen! An meinem ersten Arbeitsplatz, beim ›Corvina-Verlag‹, der damals eine große und angesehene Firma war, haben wir wochenlang Bild- und Buch-Drehbücher herumgeklebt... Heute sitze ich täglich acht bis zehn Stunden vor dem Computer. Meine Kollegen meinen, nur die Instrumente hätten sich verändert. Heute gibt es statt Pinsel und Bleistift Monitor, Maus und Tasten.

Die von sich selbst zu nichts fähig sind...

Nicht unbedingt! Die Mittel haben den Künstler und das Kunstwerk schon immer beeinflusst. Klavierkonzerte z. B. waren erst nach der Erfindung des modernen Klaviers möglich. Es gibt viele Arten von Klavierkonzerten, die sich völlig voneinander unterscheiden. Die Hochleistungscomputer haben die Computergrafik in die Welt gesetzt, abwechslungsreiche Formen der grafischen Darstellung, die von der Maschine und den

Programmen nicht getrennt werden können. Jeder sollte für sich entscheiden, ob die Maschine das neue Werk induziert, oder ob wir zum neuen Werk eine Maschine brauchen.

Das werde ich wohl nicht entscheiden können, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass weder das Klavier noch der PC ohne Begabung und Ausdauer des Künstlers imstande sind, Werke zu schaffen.

Ja, das hört man heute oft. Auch die Künstler trösten sich damit gerne... Aber gleichzeitig wissen wir auch, dass heutzutage praktisch alles als Kunstwerk gelten kann, was laut und oft genug dafür ausgeschrien wird. Eine an die Wand der Galerie gestellte Schneeschaukel, eine zerdrückte Coladose, oder wenn der Künstler auf einem Klavier herumtrampelt. Mir ist ein Fall bekannt, dass ein braver Junge – ein ausgebildeter Metzger – in die Redaktion einer Tageszeitung geriet. In wenigen Wochen hat er gelernt, wie ein Layoutprogramm funktioniert und begann Zeitungen zu »gestalten«, die dann regelmäßig in einigen zehntausend Exemplaren gedruckt wurden, natürlich für sehr viel Geld. Der Redakteur war zufrieden. Es gehört zur Wahrheit, dass er jetzt woanders Redakteur ist, da das Blatt Pleite ging, aber es macht ja nichts, anständige Metzger gibt es ja immer und überall.

Bist Du damit zufrieden, was Du erreicht hast?

Ist es Dein Ernst? Zeig mir einen vernünftigen Menschen (Politiker ausgenommen), der mit seiner beruflichen Leistung zufrieden ist!

Du hast zahlreiche Bücher entworfen. Du warst auch mal Typograf des Jahres. Für Deine Arbeiten bekamst Du Preise. Du warst für das Layout von Mode- und Tourismusmagazinen verantwortlich, Du machst unter anderem zwei Beilagen der größten ungarischen Tageszeitung. Von Theatereintrittskarten bis Riesenplakaten hast Du alles gezeichnet. Auch dieses Blatt, das »DU«, zeugt von Deinem fachlichen Können. Trotzdem bist Du unzufrieden.

Du sollst mich nicht missverstehen! Ich kümmere mich gerne um dieses Blatt, ich bin sogar stolz darauf, dass ich ein bisschen dazu beitragen kann, das Feuer unseres Vereins mitzuspeisen. Der Verein ist für mich kein einfacher Kunde, die Arbeit, die ich für den Verein leiste – wenn auch ich die notwendige Zeit manchmal nur schwer aufbringen kann – erfüllt mich mit Freude. Über meine (sozusagen ordentliche) Arbeit kann ich berichten, dass ich seit fünf Jahren Mitglied der »s Mühely« bin, das heißt, es handelt sich um gemeinsame Leistungen. Und meine berufliche Unzufriedenheit hat zwei Gründe: Seit meiner Kindheit besuchte ich alle möglichen Formen

des Zeichenunterrichts. Würfelkunde, Stilleben, Landschaften, Akte... Alles, wie es sich gehört. Zeichnen, typografische Gestaltung, Schriftsetzen, Monotypie haben mir auch an der Hochschule Spaß gemacht. Buchbinden habe ich auch gelernt, da ich die Buchkunst in ihrer Gesamtheit erleben wollte. Nun, seit einigen Jahren zeichne ich nicht mehr, ich habe keine Energie mehr, den Kontakt zur Materie aufrechtzuerhalten. Ich vermisse es sehr. Der zweite Grund für meine Unzufriedenheit ist die heute als Gemeinplatz geltende Feststellung, dass sich unser Metier verwässert. Wenn der Auftraggeber viel Geld hat, denkt er, er kann einfach alles, und wenn er wenig Geld hat, will er am Grafiker sparen. Wie dem auch sei, viele meinen, der dienende Typograf sei der gute Typograf.

Die angewandte Kunst musste sich schon immer dem Auftraggeber anpassen.

Ja, aber nicht Unterwerfung. Wir müssen den Auftraggeber verstehen, wir müssen die Werte des uns anvertrauten Materials erkennen und so gestalten. Es gehört ebenfalls zur Anpassung, dass wir potentielle Auftraggeber ablehnen.

Einen Auftraggeber ablehnen? In diesen Zeiten klingt das ziemlich riskant.

Riskant ist meiner Meinung nach, dass ein Künstler, der etwas von sich hält, sich mit arroganten Geldsäcken, willensstarken Pfuschern und unbegabten Deppen abgibt und eine schöpferische Gemeinschaft eingeht. Es mag vielleicht naiv klingen, aber ich glaube, unser Gebiet würde sich schnell und wesentlich bessern, wenn wir uns einigen könnten: Für bestimmte Unternehmen und Personen arbeiten wir so lange nicht, bis sie sich anständig verhalten.

Glaubst Du nicht, dass Du viel zu hohe Erwartungen hast und die Auftraggeber verlieren könntest?

Unsere »Werkstatt N°9« heißt 9, weil wir wissen, dass wir nie zu einem Riesenunternehmen werden. Genauso wie die Zahl 9. Eine kleine Zahl, aber die größte unter den kleinen. Und wir heißen Werkstatt und nicht Studio, weil wir auf das Handwerk, auf das Individuelle nicht verzichten wollen, auch wenn wir mit modernen Computern arbeiten. Es hat sich übrigens oft herausgestellt, dass die Nachfrage an Begabung, Fleiß und Zuverlässigkeit sich nie langfristig und wesentlich vom Angebot entfernt hat. Es gibt einen Spruch, der lautet: »Solange es Pferdeäpfel gibt, wird es auch Spatzen geben.« Und so ist es auch richtig. Und wir sollten nicht vergessen: »So lange es einen Ozean gibt, wird es Albatrosse geben.« Und die Kunst ist doch das größte Meer der Menschheit...

Lucia Szivi-Harsányi und László Szivi

Es war einmal...

Er: Im Frühjahr 1973 war die Klasse sehr aufgewühlt: Wer will und wer darf nun an dem Weltjugendtreffen teilnehmen? Unser Klassenlehrer – jung und einsatzbereit – hat sich zum Ziel gesetzt, während des Weltjugendtreffens



nicht nur Berlin – *Hauptstadt der DDR* – zu besuchen, sondern auch an der Ostseeküste in Warnemünde einige Tage zu verbringen.

Heute weiß ich bereits, was für eine tolle Leistung und welche organisatorischen Fähigkeiten damals notwendig waren, um für uns, 25 Schüler, die Reise, die Übernachtung und das Programm zu organisieren.

Berlin war ausgebucht. Die Atmosphäre des Weltjugendtreffens konnten wir am Alex und um die Weltuhr miterleben, darüber hinaus haben wir Museen und Kulturschätze in Potsdam aufgesucht. Meine Deutschkenntnisse konnte ich zum ersten Mal praktisch anwenden. Diese Erlebnisse haben mich dazu bewegt, mich für ein Auslandsstipendium zu bewerben. Das Fach habe ich mit meinem Vater ausgesucht: Ökonomie des Nachrichtenwesens.

Sie: Unter den Linden, Berlin, Hauptstadt der DDR. Eine fünfzehnjährige Ungarin blickt hoch auf die Statuen der Humboldt-Brüder vor dem Eingang der Universität und entscheidet sich: Hier werde ich studieren!

Ich war damals im Austausch zu Besuch bei einer Familie. Nur nach einem Jahr Deutschunterricht auf dem ›Révai Gymnasium‹ in Győr hat meine Mutter die Reise für mich organisiert. Mein Vater, Entwicklungsingenieur in den ›Rába-Werken‹, hatte damals junge Kollegen, Absolventen aus der SU, bekommen. »Du solltest auch mal im Ausland studieren!«, sagte er zu mir. Soviel Anstoß hat mir gereicht, um mich drei Jahre später vor dem Aufnahmekomitee vorzufinden. Unter den Mitgliedern des Komitees

befand sich ein junger Mann, selbst Student in Dresden, der mir vorschlug, statt in Berlin lieber in Dresden zu studieren. Der junge Mann namens László Szivi wird noch in meiner Geschichte vorkommen.

An der Hochschule für Verkehrswesen haben wir beide Ökonomie des Nachrichtenwesens studiert. Im wesentlichen hieß es, Fachleute für das Post- und Fernmeldewesen auszubilden. (Ob jüngere Generationen den Ausdruck *Fernmeldewesen* überhaupt noch verstehen, oder nur noch mit der allgegenwärtigen *Telekommunikation* vertraut sind?)

Fern von Daheim

Er: Das Wohnheimleben war neu für mich. Im ersten Jahr habe ich in einem Vierbettzimmer in der Eisenstückstraße gewohnt. Ein wunderschönes, großes Bürgerhaus wurde für die Zwecke eines Wohnheimes umgestaltet. Ich habe hier gelernt, wie man heizt, kocht und sauber macht, und nicht nur für sich, sondern auch für die anderen.

Sie: Damals schien mir vieles selbstverständlich. Ich fand es gut, wie wir, ungarische Studenten, zusammengehalten haben. Wir hatten sogar einen eigenen Klubraum. Dort habe ich meine ersten Erfahrungen gesammelt, wie man für 50 Personen *paprikás krumpli* und *Gulasch* kocht und Hunderte von Eierkuchen backt.

Auch unser Wohnheimzimmer sah manchmal wie ein Klubraum aus. Meine Betreuerin Rita hatte glücklicherweise nichts gegen die vielen Besucher, die manchmal nur auf dem Teppich einen Sitzplatz gefunden hatten, um eine Tasse Tee zu trinken, Zeitungen zu lesen oder zu erzählen.

Ich bin bis heute dankbar für die einmalige Möglichkeit, ein Land und seine Leute so nah kennenlernen zu dürfen. Am meisten schätze ich die Besuche bei Familien. Aber wertvolle Erfahrungen sammelte man auch während der Wochen des Betriebspraktikums bei der ›Deutschen Post‹, oder bei den Ernteeinsätzen im Herbst.

Neue Familie, neues Zuhause, neuer Beruf

Sie: Das Jahr 1980 war besonders turbulent. Diplomarbeit schreiben und verteidigen, sich vom Studentendasein, von Dresden verabschieden, Abschied von der Heimatstadt Győr, vom Elternhaus. Eheschließung mit dem oben erwähnten jungen Mann und Arbeit an der ›Budapester Postdirektion‹.

Mich hat dieser riesige, gut organisierte, traditionsreiche Betrieb der Post fasziniert. Zu meinen Aufgaben gehörte die Kontrolle des Finanzgebahrens der Postämter. So habe ich in kurzer Zeit viele Postämter und -betriebe in Budapest besucht. Die Beziehung unter den Postkollegen fand ich ausgesprochen freundlich.

Um uns mit der ungarischen Fachsprache ebenfalls vertraut zu machen, haben wir in Budapest kurz darauf mit dem postgradualen Studium an der ›Universität für Ökonomie‹ angefangen, und ein Diplom für Wirtschaftsplanung erworben. Laci hat später auch noch ein drittes, ein MBA Diplom in Großbritannien gemacht.

Er: Unserem eigentlichen Fachgebiet sind wir beide bis heute treu geblieben. Nach dem Abschluss meines Studiums 1978 habe ich bei der ›Ungarischen Post‹ als Wirtschaftsanalyst angefangen. Seit Jahren bin ich stellvertretender Generaldirektor.

Ich bin stolz auf meine Rolle, die ich 1990 bei der Umgestaltung der Post zu einem marktorientierten Geschäft spielen durfte. Als Praktikant in Brüssel beim 13. Direktorat der ›Europäischen Union‹ (verantwortlich für Post- und Telekommunikation) bekam ich früh die Möglichkeit, die Wirtschafts- und Regulierungspolitik der ›EU‹ zu studieren. Ich vertrete die ›Ungarische Post‹ in verschiedenen europäischen Organisationen und im ›Weltpostverein‹ (eine Organisation der ›UNO‹, der Postunternehmen fast aller Länder der Welt angeschlossen sind). Ich wurde beauftragt eine Weile in Bern, am Hauptsitz der Organisation, als Experte zu arbeiten. Ich bin Vorsitzender des ständigen Finanzkomitees.

Sie: Mir wurde bald klar, dass ich nicht zu den Frauen gehöre, die Familie und Beruf unter einen Hut bringen können. Ich musste mich entscheiden, und ich habe der Familie den Vorrang gegeben. Ich sichte die internationale Fachpresse des Nachrichtenwesens und stelle wöchentlich eine Presseschau über Neuigkeiten und Markttendenzen zusammen. Ein angenehmer Nebeneffekt ist, dass ich auf dieser Weise auch in fachlicher Sicht eine Gesprächspartnerin für meinen Mann sein kann.

Was gab uns das Auslandsstudium?

Wir: Erfahrungen, die wir bis heute hoch schätzen: Interesse für andere Kulturen, Verständnis für andere Bräuche und Sitten, Offenheit für das Ungewöhnliche. Wir konnten auf diese stabile Grundlage während unseres längeren Aufenthaltes sowohl in Großbritannien als auch in Belgien und in der Schweiz bauen.

Unsere Tochter wurde zwar in den Schulen dieser Länder herzlich aufgenommen, doch ihre Möglichkeiten sind mit denen ihrer Eltern mit einem Vollstudium nicht zu vergleichen.

Unser Verein

Er: Ich bin bis heute sehr dankbar, dass Vilmos Bognár in den 70er Jahren im Zusammenwirken mit dem ›Kulturzentrum der DDR‹ in Budapest

für einen Treffpunkt für ungarische Studenten und DDR-Absolventen gesorgt hatte. Die verschiedenen Kulturprogramme, die organisierten und auch spontanen Gesprächsmöglichkeiten untereinander über Arbeitsstellen, Arbeitsmöglichkeiten und Kontakte haben die Wiedereinfügung in Ungarn erleichtert. Ich habe später versucht, bei der Weiterführung dieses Klublebens bis in die 80er Jahre mitzuwirken.

Sie: Wir beide gehörten zu denen, die dem Aufruf von Zsolt Fehér folgend im November 1993 sich zu einem ersten Treffen in der Zsombolyai Straße versammelten und für die Neugründung des Vereins stimmten. Seit Jahren führe ich das Register der eingezahlten Mitgliederbeiträge. Seit Dezember 2001, seitdem unser Verein auch im Internet präsent ist, sitze ich auf ›Luca's Stuhl‹, das heißt, ich öffne unseren elektronischen Briefkasten, und antworte auf Anfragen und Wünsche unserer Mitglieder. Oft brauche ich dazu die Hilfe von Reni (Fixl) und Tamás (Bornemissza), oder unserem Webmaster, Tihamér Tuczai.

Unser elektronischer Briefverkehr überzeugt mich, dass unsere Tätigkeit für viele von uns wichtig ist. Ich verstehe unseren Verein als einen Rahmen, der jederzeit individuell mit maßgeschneidertem Inhalt gefüllt werden kann. Für mich geht es um die Pflege von Freundschaften und menschlichen Beziehungen. Und es ist so schön dabei mitzuwirken!

Tamás Szabó

Wie war dein Weg bis zur Uni Dresden?

Zu Hause, in einem kleinen Zimmer, war die Werkstatt meines Vaters, eines Mechanikers für Rechenmaschinen. So ein Rechner wurde bis in die 60er Jahre durch Hunderte von mechanischen Kleinteilen betrieben. Es schien damals, 1958, logisch, die Schule im ›Technikum für Maschinenbau‹ weiterzumachen. Als Anfang der 60er Jahre die ersten spärlichen Zeitungsberichte über Computer erschienen, meinte ich mein Gebiet gefunden zu haben.



1961, ein Jahr vor dem Abitur, war unsere Klasse in der DDR auf Klassenfahrt. Ein paar Tage vor der Schließung der Grenze haben wir auch Berlin besucht. Man sah im Zug viele Uniformierte, doch wir ahnten nichts. Dieses Foto von mir vor dem Brandenburger Tor wurde eine Woche vor dem Mauerbau gemacht. Erst nach der Heimreise nach Budapest erfuhren wir, was in Berlin geschah.

Noch vor dem Abitur bemerkte ich, dass aus den Rechnern die beweglichen Teile verschwunden waren. Nun glaubte ich richtig zu handeln, wenn ich mich für ein Elektroingenieur-Studium an der ›TU-Dresden‹ bewerbe.

Also ›TU Dresden‹ – ausgerechnet nach dem Bau der Mauer!

Kennzeichnend für die damalige politische Lage war, dass die ungarischen Stipendiaten den Politunterricht von den deutschen Studenten getrennt erteilt bekamen, damit sie aufeinander keinen schlechten Einfluss haben.

Im ersten Studienjahr gehörte das Werk von Walter Ulbricht *Die deutsche Arbeiterbewegung* zu den Pflichtlektüren – gut zum einschlafen. Noch heute bekomme ich Gänsehaut, wenn ich an den dogmatischen, langweiligen Inhalt denke. Und dann die Prüfung! Die Ungarn – wir waren etwa zu zehnt in Dresden damals – konnten zu der Zeit zum Glück friedlich und frei von jeglicher Politik zusammenleben. Die deutschen Kommilitonen hatten es leider nicht so einfach. Die Lage in den offiziellen Seminargruppen war sehr

gespannt, doch in den privaten, menschlichen Beziehungen konnte man sich zum Glück darüber hinwegsetzen.

Informatik als eigenständiges Fach erschien erst im letzten Studienjahr, so habe ich den Anschluss an die schnelle Entwicklung wieder verpasst.

Wie konntest du das erworbene Wissen anwenden?

Auf meinem ersten Arbeitsplatz, vom ersten Tag an und dann 35 Jahre lang, habe ich mich nie wieder mit Elektrotechnik befasst, sondern mit nichts anderem als Software. Die Grundlagen aus Dresden, Prof. Lehmanns Vorträge in »Maschinelle Rechentechnik« und die Fähigkeit zur Weiterbildung waren nützlich, nicht die schnell überholte Technik. Weiterbilden konnte man sich damals nur aus sehr wenigen Büchern und viel mehr aus der Praxis.

Nach dem Studium habe ich in Westdeutschland Arbeit gesucht, nicht aus politischen Gründen, sondern weil die Computertechnik im Westen mehrere Jahre Vorsprung hatte. Mein erster selbständiger Auftrag im Westen nur nach zwei Monaten Einarbeitung fing damit an, dass die Frist schon festgesetzt war, und erst drei Monate davor bekam ich ein englisches Handbuch mit Anweisungen für den Computer. Mit Basiswissen in Englisch und mit Hilfe eines Wörterbuches schrieb ich mein erstes Programm. Dieses funktionierte von der fristgerechten Übergabe im September bis Januar fehlerlos. Für die erste Störung sorgte das neue Jahr – ich hatte vergessen, die Besonderheiten beim Jahreswechsel zu berücksichtigen. Der Auftraggeber, eine Bank in Braunschweig, war trotzdem zufrieden und danach noch viele Kunden in Europa.

Gegen Ende der Siebziger, erst nach zehn Jahren Berufspraxis, war ich mit meinen Erfahrungen recht zufrieden. Ich bekam bei der damals bekanntesten Softwarefirma, ›Softlab‹ in München, wieder eine leitende Stelle. Ziel der Firmeneigentümer war, die Erfahrungen auf formellem Wege zu multiplizieren, damit man mit den Berufsanfängern schnellere Erfolge erzielt. Man wollte Programme – wie bei der Autoherstellung – auf dem Fließband schreiben. ›Softlab‹ hat weltweit die erste Entwicklungsumgebung für die *industrielle Softwareproduktion* eingeführt. Diese Entwicklung hatte auch eine *Schattenseite*. Die damaligen Tonangebende bei unserer Firma wurden zum großen Teil nach Studium und wissenschaftlicher Laufbahn und ohne praktische Erfahrungen zu Projektleitern ernannt, im Diskutieren waren sie unschlagbar. Es handelte sich um die linksradikale 68er Generation der West-Berliner Studentenrevolte – sie hatte auf alles eine plausible und zeitgemäße, doch langfristig gesehen dogmatische, eben nicht praxisgeeignete Antwort. Ich hatte im *Ideologischen* keine Chance,

und mir fehlte auch die Geduld abzuwarten, bis das Hirngespinnst vorbei ist.

Seit 1980 bin ich Freiberufler, meine Verträge gelten höchstens für ein bis drei Jahre. Schon Anfang der 90er Jahre wurde ich auf einem neuen Arbeitsplatz damit konfrontiert, dass ich von meinem Alter her aus der Reihe tanze, damals war ich *erst* 46 Jahre alt. Jetzt, zwölf Jahre später, bin ich an solche Vorurteile bereits gewöhnt.



Wie stehst du zu den Veränderungen in deinem Beruf?

In den letzten Jahrzehnten wuchsen Speicherkapazität und Schnelligkeit der Computer auf das Fünfzigtausendfache. Gleichzeitig entwickelten sich die Arbeitsmethoden des Programmierens nicht wesentlich schneller, als andere traditionelle Büroarbeitsmethoden.

Die *industrielle Softwareproduktion* ist Anfang der 90er Jahre offensichtlich gescheitert, die Ernüchterung hat zu lange gedauert. Die trügerische Illusion, in der Computertechnik würden Erfahrungen schnell überholt werden, ist im öffentlichen Bewusstsein weiterhin vorhanden. Die Hardwareseite betreffend kam es in den vergangenen 30 Jahren tatsächlich zu außerordentlich vielen Entdeckungen. Es ist komisch, doch bei Software werden die alten Fehler regelmäßig vergessen und etwa alle fünf Jahre wiederholt. Software hat mehr Ähnlichkeit mit der Politik oder Soziologie, weniger mit der Technik.

Wir handeln zuerst und denken erst hinterher nach?

János Sellye schrieb über sein Buch: »Es mag merkwürdig wirken, dass das Kapitel ›Wie sollen wir denken‹ erst nach dem Kapitel ›Wie sollen wir arbeiten‹ kommt. [...] das Wesentliche im Denken erfolgt erst, nachdem wir aus irrtümlichen Theorien ausgehend einige Versuche machen, irgendeine zufällige Beobachtung machen.«

Ein wenig übertrieben könnte man auch sagen, dass die Erfahrung, die Zusammenhänge in Bildern erst hier sichtbar werden. Erfahrung ist in Worten, in theoretischen Diskussionen kaum richtig vermittelbar. Es ist wie die Erstellung einer Landkarte – nur der richtige Maßstab ist sehr wichtig.

Die 90er Jahre brachten nicht nur in der Politik eine Wende!

Mitte der 90er Jahre verbreitete sich beinahe explosionsartig die Internetnutzung. Neben vielen anderen nützlichen Eigenschaften ist dieses Umfeld besonders geeignet für die Darstellung komplexer Zusammenhänge – mit Hilfe so genannter Hyperlinks. Dieses Detail hat mich mehr interessiert, als das Internet selbst. Es macht mir Freude, wenn es manchmal gelingt, die Arbeit vieler Jahre, die Zusammenhänge in Bildern sichtbar zu machen. Die nützliche Lebensdauer einer Konstruktion aus der Maschinenindustrie beträgt durchschnittlich fünf Jahre. Wie ist es mit den Programmkonstruktionen? Häufig werden noch 15 bis 20 Jahre alte Programme verwendet. Keiner weiß, wie lange noch, denn oft kennt man ihren Zustand nicht einmal. Das organisatorische Funktionieren großer deutscher Unternehmen kann nur anhand dieser Programme genau verstanden werden. Eine Beschreibung per Text ist höchstens annähernd zutreffend. In solch einem Großunternehmen sind Programme mit etwa zehn bis 20 Millionen Zeilen, 1500 bis 2000 Datenbanken und über 100 Projekten typisch – und alles muss miteinander koordiniert werden. Man könnte auch sagen, dass ich mich in Zukunft mit Softwarearchäologie beschäftigen werde. Ich betreibe eine Art Aufklärungsarbeit zur inneren Erschließung der alten, doch auf viele weitere Jahre hin funktionstüchtigen Programme.

Wie gefallen Dir die Programme unseres Vereins?

Wir waren zu Beginn der 60er Jahre noch sehr wenige ungarische Studenten in Deutschland. Unser Verein wurde später, durch die wesentlich *jüngere* Generation, mit sehr viel persönlichem Einsatz und Fleiß gegründet. Dafür bin ich sehr dankbar! Die Veranstaltungen und Veröffentlichungen haben hohe Qualität! Für mich bedeutet unser Verein eine doppelte Bindung – Kontakte zu den alten Studienkommilitonen und zu-

gleich auch zu den gleichgesinnten Landsleuten, die es gewagt haben, mit 18 Jahren ins Ausland zu gehen um zu studieren. Besonders freut mich, wenn ich an den Programmen persönlich teilnehmen kann.

Die Absolventenzeitung gibt für mich nicht nur Informationen, sondern spornt uns auch an – in der Münch'ner Umgebung – die alten Kollegen wieder mal zu treffen.

Welche Erfahrungen würdest Du gern weitergeben?

Die logische Reihenfolge könnte so lauten: Arbeite zuerst, dann denke darüber nach, was du getan hast, und zuletzt rede darüber. Doch das Beste wäre, erst dann zu sprechen, wenn du gefragt wirst. Eine bedauerliche Folge dieser ist, nach einem Zitat, wieder aus der Kommunikationstheorie: »Worüber nicht gesprochen wird, existiert nicht, oder umgekehrt, je mehr Leute über eine Sache reden, umso interessanter wird sie, aber bedauerlich: Es wird meistens nur über sehr einfache Sachen viel geredet«. Die Erfahrung ist kompliziert und somit schwer vermittelbar. Prof. Steinbuch, einer der ersten Informatik-Professoren, behauptet: »Die komplexe Erfahrung hat wenig Chance im Wettbewerb mit den einfachen und deshalb immer falschen Ideologien, Welterklärungen.«.

Am schwierigsten ist es, die Einsicht zu erlangen, dass eine praktische Erfahrung tatsächlich notwendig ist – wahrscheinlich widerspricht sie den kommunikativen Gegebenheiten der menschlichen Natur. Fazit ist also: Man braucht sich nicht mal in die Politik zu verirren – sie ist mir sowieso fremd. Leider gibt es auch in der Technik, besonders in der Computertechnik, reichlich falsche Ideologien, »eine beinahe chronische Denkwut in ungeprüften Theorien«, »ein theoretischer Intellektueller wird von der Erfahrung höchstens durcheinandergebracht«. Ich musste den Unsinn über das Programmieren auf dem Fließband und über künstliche Intelligenz auf modischen Konferenzen und durch Zeitschriften 15 Jahre lang (bis 1995) über mich ergehen lassen, bis sich die ersten kritischen Töne meldeten.

Im Nachhinein könnte man auch sagen, dass ich die vermutlichen Schwierigkeiten im Osten vermeiden wollte, als ich mir im Westen Arbeit suchte. Doch nie war die Politik der Grund dafür. Die Informatik bedeutete für mich das Abenteuer, das ich bis heute mag, was ich nicht bereue.

Sándor Káli

Ich wurde 1951 geboren. Die Grundschule und das Gymnasium besuchte ich in Miskolc. Nach Abschluss des Studiums an der ›TU Dresden‹ erwarb ich ein zweites Diplom als Wirtschaftsingenieur für Maschinenbau an der Universität in Miskolc, Fachrichtung Industriegewerkschaftswissenschaften. Beruflich befasste ich mich größtenteils mit Lärmschutz- und Akustikplanung. Ich stieg nach und nach die berufliche Leiter empor, z. Z. führe ich mein eigenes Unternehmen. Als meine größte berufliche Herausforderung betrachte ich die Bauplanung der orthodoxen Kirche in Tiszaújváros.



Vor der Wende arbeitete ich aktiv in der ›KISZ-Organisation‹ in der DDR mit, später war ich der Leiter des kommunalen Planungsunternehmens in Miskolc. Nach 1990 arbeitete ich als Vertreter einer deutschen Firma in Ungarn, nach einigen beruflichen Umwegen wurde ich zunächst zum stellvertretenden Bürgermeister, dann zum Bürgermeister von Miskolc gewählt.

Auf Rat meines bereits verstorbenen Vaters nahm ich am Aufnahmeverfahren für einen Studienplatz in der DDR teil. Die Antwort auf das *Warum* ist einfach: Ein halbes Jahr vor dem Abitur bzw. der Aufnahmeprüfung für einen Studienplatz an einer ungarischen Uni liefen die Prüfungen für ein Auslandsstudium. So konnte ich eine Generalprobe mitmachen, ohne dass viel auf dem Spiel stand. Falls die Aufnahme nicht gelingt, bekomme ich ein wenig Routine, dachte ich. Sie gelang mir.

Die an der ›TU Dresden‹ verbrachten neun Semester wurden zum entscheidenden Erlebnis in meinem Leben. Dort wurde ich zum Erwachsenen. Wir lernten mit wechselnder Lust und Ausdauer und sorgten für Leben im Studentenwohnheim (Gagarin-Straße). Ich hatte Glück, denn ich konnte – nach ein wenig Laufbahnkorrektur – statt Betriebsvermessung und Regelungstechnik Akustik studieren, unter Anleitung solcher großartiger Professoren wie die Professoren Wöhle, Kraak und Lenk. Wieder in der Heimat,

zehrte ich noch lange von dieser angehäuften Kenntnismenge, schon deshalb, weil mein Berufsfeld – Lärmbekämpfung – zu der Zeit der deutschen Praxis hinterherhinkte. Für ebenso wichtig halte ich, dass ich während des Studiums mit meinen ungarischen und deutschen Kommilitonen lebenslange Freundschaften schloss. Damals zählten ›TU‹ und ›HfV‹ in Dresden gleichzeitig etwa hundert ungarische Studenten. Wir bekamen die Möglichkeit, für uns selbst Programme zu veranstalten und den Deutschen unsere Werte zu zeigen. Ich erinnere mich an Ausstellungen, Ausflüge, Feten und bis in den Morgen dauernde Diskussionen über die Dinge in der Welt. Wir waren die 68er Generation, die von den Studentenbewegungen in den westlichen Ländern stark beeindruckt wurde, wir verfolgten aber auch die heimischen Veränderungen. Das ›ISK‹ ermöglichte uns mit den anderen ausländischen Studenten über Fidel, Che Guevara und die Kultur des anderen zu reden. Wir hatten sogar eine *Literaturbühne* namens ›Ripacs Rt.‹, wo wir Gedichte der damals neuen ungarischen Dichter (Mihály Ladányi, Zoltán Soós, Attila Béres) vortrugen; gleichzeitig hörten wir uns in den Studentenklubs Wolf Biermanns Gedichte an, des namhaften, damals in innerer Emigration lebenden Dichters. Natürlich verbrachten wir viel Zeit in Kneipen. Über einige deutsche Wendungen von mir behaupten meine deutschen Freunde, dass ich sie nur in einem Ausschank aufgeschnappt haben kann. In unserem Stammlokal, im Augsburger Hof hatten wir verschiedene Privilegien: Um Mitternacht durften wir z. B. die ungarische Hymne singen. Gerne teile ich der Weltöffentlichkeit mit, dass in die chinesische Boden vase im ungarischen Klub des Wohnheims genau 16 Krug Bier hineinpassten, und dass der Transport der vollen Vase zwischen Bahnhof und Wohnheim eine wortwörtlich schwere Aufgabe war.

Die Studentenjahre hinterließen bei mir – wie bei euch allen – tiefe Spuren. Ich erlangte Selbständigkeit, lernte die Dinge auch mit dem Kopf eines anderen Volkes zu überdenken. Die gesprochene, eingeübte Sprache half mir in zahlreichen Situationen über eventuelle Schwierigkeiten hinweg. Ich war in der Lage, ohne Dolmetscher für eine gute Atmosphäre zu sorgen – gleich zu Anfang einer Verhandlung. Ich wusste mit der Logik der Deutschen umzugehen. Und nicht zuletzt bedeuteten meine Sprachkenntnisse den Unterhalt für mich und meine Familie.

Leider kenne ich die heutigen Möglichkeiten für ein Studium im Ausland zu wenig. Für mich bedeutete es eine besondere Gelegenheit, während der monatelangen Aufenthalte das interne Leben einer deutschen Universität, den deutschen Alltag kennenlernen zu können. Das damalige Stipendium

sicherte einem zudem – wenn gut eingeteilt – gute Lebensbedingungen. Das erworbene Wissen konnte ich in meinem Beruf sofort umsetzen.

Der Verein ›DU‹ stellt für mich eine freundschaftliche Bande dar. Zur Zeit der Gründung war er für mich ein Ort, wo man sich der Nostalgie hingeben konnte. Heute wiederum, zu Zeiten eines erstarkten Vereins, bedeutet er für mich denjenigen Sektor der Welt, mit dem ich mich ohne unsere *Zeitschrift* nicht befassen würde. Ich bedauere, dass ich wegen starker beruflicher Inanspruchnahme am Vereinsleben nicht intensiver mitwirken kann.

Der jüngeren Generation möchte ich folgendes mit auf den Weg geben: Seid offen, was die Dinge der Welt betrifft! Die Welt interessiert sich nicht für unsere kleinen Querelen in Ungarn.

Denn wichtig ist nicht – um János Bolyai sinngemäß wiederzugeben – ob etwas *Brot*, *Chleib* oder *kenyér* heißt, sondern dass man es hat, wenn man es braucht.

Das Gedicht entstand in deutscher Sprache und wurde später ins Ungarische übersetzt.

TÜKÖRDAL SPIEGELIED

BRIEF VON DRÜBEN LEVÉL NYUGATRÓL

Flüsternd, aber laut genug
über neunmal hundert Meilen,
über vierzig Jahr gekochten
Hexenbrei von Vorurteilen
höre ich deine Stimme,
Carmen!

Súgva, ám még hallhatóan,
messziról jött az a posta,
(köztünk negyven évig főzött
előítéletek mocska).
de elhozta hangod,
Carmen!

Dr. Zoltán Aranyos

Abitur habe ich im Jahre 1953 im ›Reformierten Gymnasium‹ in Debrecen gemacht. Seit meinem 16. Lebensjahr hatte ich vor, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden. Denken wir an die erste Hälfte der 50er Jahre, brauche ich nicht besonders zu betonen, dass ein solches Vorhaben einer starken Motivation bedarf. Diese Motivation war einerseits die in meinem geistlichen Leben empfundene Berufung, auf der anderen Seite die im Zeitalter empfundene Herausforderung, was Existenz, Leben und Dienst der Kirche und der Christen in der gegebenen gesellschaftlichen und politischen Lage betraf.



So habe ich zwischen 1953 und 1958 das theologische Studium und das erste Pfarrexamen an der ›Reformierten Theologischen Akademie‹ in Debrecen absolviert. Während des Studiums habe ich wichtige Entdeckungen gemacht. Einerseits stellte ich fest, dass wir – eigentlich seit der Reformation – keine entsprechende, grundlegende theologische Fachliteratur in ungarischer Sprache haben. Zweitens, dass die wichtige und unentbehrliche Fachliteratur in der Seminarbibliothek zwar auf deutsch, aber – zum Teil auch die neuere – vorhanden und zugänglich ist. Nun soll man sich also die deutsche Sprache zu eigen machen. Dementsprechend habe ich mich dem Studium der deutschen Sprache und dem der biblischen Theologie zugewandt und gewidmet.

Seit der Reformation war es bis 1949 üblich und selbstverständlich, dass man an den verschiedenen Universitäten im Ausland studieren konnte. In der ersten Hälfte der 50er Jahre konnte man aber an kein ausländisches Studium denken. Die Situation hat sich nach 1956 doch so verändert, dass das Auslandsstudium vom Staat wieder zugelassen und möglich wurde. So konnte ich ein ökumenisches Stipendium des ›Weltrates der Kirchen‹ beantragen und erhalten. Deutschland war für mich von vornherein schon wegen der Sprache selbstverständlich. Bonn habe ich gewählt, weil ich

Martin Noth, den berühmten Alttestamentler, dessen Werke ich schon gelesen und gekannt habe, hören wollte. So habe ich 1958 und 1959 an der ›Evangelischen Theologischen Fakultät‹ der ›Universität Bonn‹ studiert.

In Bonn habe ich eine andere, neue Welt kennengelernt. Nicht allein der Wohlstand war für mich beeindruckend im Lande des Wirtschaftswunders fünfzehn Jahre nach Kriegsende und dem Zusammenbruch, sondern die ganz andere, offene, freie Atmosphäre der anderen gesellschaftlichen und politischen Ordnung im Vergleich zu der Situation, aus der ich kam.

Und für mich war natürlich auch das ganz andere Verhältnis zwischen Kirche, Staat und Gesellschaft von großem Interesse und von besonderer Bedeutung. In Ungarn und Debrecen lebte die Kirche und lebten wir in ihr ziemlich krampfhaft und abgekapselt von der Außenwelt und Gesellschaft.

Und natürlich die Uni! Sie war Spiegelbild einer vielfältigen, internationalen Welt. Die jungen Leute kamen aus aller Welt, auch aus Ländern, die wir zu Hause hauptsächlich durch Ablehnung gekannt haben. Und sie kamen von den anderen Fakultäten, mit denen wir zu Hause kaum Kontakt hatten. Und nun war es selbstverständlich mit anderen Nationen und Fakultäten Kontakt zu haben, Gespräche zu führen und Freundschaften zu schließen. Für mich war natürlich wiederum von eminenter Wichtigkeit die bunte, ökumenische, interkonfessionelle Gesellschaft und Gemeinschaft an der Uni und in der Studentengemeinde, die sich wirklich auf die ganze bewohnte Erde ausdehnte.

Nie vergesse ich den Eindruck, den die Art und Weise des Diskutierens über Wissenschaft oder andere Fragen auf mich gemacht hat. Man konnte auf das Heftigste diskutieren, pro und kontra scharf, leidenschaftlich und hart argumentieren, einander überzeugen oder nicht überzeugen, die Sache endete aber nie in Feindschaft, in Feindseeligkeit oder gar bei Ehrenbeleidigung – wie es in Ungarn nicht selten passiert, sondern überwiegend bei einem Bier in einer *Kneipe* und es blieb bei der Freundschaft.

Unvergesslich bleiben die Abende bei Martin Noth »bei einem Gläschen Rosé« und die Tage in der Familie eines Pfarrersohn-Kollegen, der, wie auch ich im Goebenstift gewohnt hat. In Erinnerung bleibt die Freiheit, aus dem bescheidenen, aber ausreichenden Stipendium der ›Rheinischen Landeskirche‹, in die Schweiz und nach Paris fahren zu können und zu dürfen, und das Gefühl in Berlin (das war vor 1961 und es gab noch keine Mauer), mit der S-Bahn mal im Westen, mal im Osten ein- und auszusteigen. Und der Besuch des Gebäudes in Konstanz, vor dem der Vorreformatoren Johannes Hus, trotz des Schutzbriefes des Kaisers des Deutsch-Römischen Reiches und des Königs von Ungarn, Sigmund, vom Konzil zum Tode verurteilt wur-

de, und an der Stelle zu stehen, wo er auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Die in Bonn verbrachten Zeiten und die dort gewonnenen Erfahrungen bedeuteten für mein ganzes Leben eine grundlegende und umfassende Bereicherung. Sie brachten für mich in der Sprache, in der Fachwissenschaft, in internationaler, ökumenischer, kultureller Hinsicht eine neue Sichtweise und Horizonterweiterung mit sich. In dieser Zeit habe ich meine Diplomarbeit geschrieben und nach dem Studium zurückgekehrt, mein zweites Pfarrexamen in Debrecen abgelegt.

Das Stipendium und Studium in Bonn, dem ich so viel zu verdanken habe, z. B. Freundschaften aus jener Zeit bis heute, hatte auf mein ganzes Leben und auf meine berufliche Laufbahn eine eindeutige und bestimmende Auswirkung gehabt.

Zunächst bin ich an der ›Reformierten Theologischen Akademie‹ in Debrecen – wo ich auch promovierte – Dozent für biblische Theologie und Lektor für die deutsche Sprache geworden. Gleichzeitig wurde ich in die Studienarbeit, Pfarrerfortbildung sowie in die ökumenische Tätigkeit und Beziehungen der ›Reformierten Kirche‹ in Ungarn eingeschaltet.

1966, nach sechs Jahren, bin ich Referent, später reformierter Sekretär im ›Ökumenischen Rat der Kirchen‹ in Ungarn geworden, in der ›Organisation der protestantischen und orthodoxen Kirchen‹ in Ungarn für interkonfessionellen Dialog in nationalem und internationalem Rahmen untereinander und mit dem römischen Katholizismus.

Wiederum nach sechs Jahren – also von 1972 bis 1973 – habe ich im ›Konfessionskundlichen Institut‹ des ›Evangelischen Bundes‹ in Bensheim als Gast gearbeitet und die Möglichkeit gehabt, die Forschungsmethoden des interkonfessionellen Dialogs auf europäischer und globaler Ebene kennenzulernen.

1974 wurde ich zum Direktor des ›Konfessionskundlichen Instituts‹ und 1975 zum Leiter der Studienabteilung der ›Synodalkanzlei‹, der ›Zentrale der Reformierten Kirche‹ in Ungarn ernannt. Diese letztere Aufgabe bedeutete gleichzeitig die Organisation der Arbeit und die Vorbereitung der Sektions- und Plenarsitzungen des ›Doktorenkollegiums‹ (Collegium Doctorum Ecclesiae Reformatae in Hungaria), der theologischen Doktoren der ›Reformierten Kirche‹ in Ungarn, (unter dessen Mitgliedern mehrere namhafte Doktoren und Ehrendoktoren von der ganzen Ökumene, auch aus Deutschland Platz genommen hatten).

Im Jahre 1979 bin ich von der Synode als Oberkirchenrat zum Leiter der ›Synodalkanzlei‹ gewählt worden. Im Laufe der Jahre zwischen 1970 und

1991 habe ich die Ehre gehabt, oft in Delegationen meiner Kirche und des ›Ökumenischen Rates der Kirchen‹ in Ungarn auf europäischer oder globaler Ebene an internationalen und ökumenischen Treffen, Konferenzen, Zusammenkünften, Konsultationen als Mitglied teilzunehmen und mitzuwirken. Ich war Mitglied, auch in leitenden, gewählten Positionen, in verschiedenen internationalen Gremien, Ausschüssen, Kommissionen. So war ich Mitglied des Kommunikationsausschusses des ›Weltrates der Kirchen‹, stellvertretender Präsident des ›Konfessionskundlichen Arbeitskreises in Europa‹ (eine Organisation der Kirchen zur Beobachtung und Auswertung der Vorgänge der zwischenkirchlichen Beziehungen, besonders zwischen Protestanten und Katholiken in den verschiedenen europäischen Ländern). Ich war Vorsitzender des ›Ökumenischen Arbeitskreises für Information in Europa‹ (eine Organisation, in der kirchliche Journalisten, Presseleute ein Forum der Ost-West-Begegnung hatten). Meine letzte aktive Arbeitsperiode verbrachte ich – im Auftrag des Präsidiums der Synode – als Pfarrer im Verteidigungsministerium, wo ich zwischen 1991 und 1994 als Oberministerialrat die Wiedereinführung der Militärseelsorge vorbereitet habe. 1994 bin ich mit 60 Jahren in Ruhestand gegangen. Ich bin aber mit 70 bis heute tätig bei der kirchlichen Presse, wo ich über internationale ökumenische Ereignisse berichte, und bei der ›Protestantischen Militärseelsorge‹ als Berater für internationale ökumenische Beziehungen und in Studienangelegenheiten.

So hat sich mein Stipendium und Studium in Bonn auf mein ganzes Leben ausgewirkt. Ich bin überzeugt, dass mein Leben ohne das Studium in Deutschland nicht so, sondern sicherlich anders abgelaufen wäre. Heute leben wir und lebt die Jugend, Gott sei Dank, in einer ganz anderen, offenen Welt. Vielleicht ist es heute nicht so leicht zu verstehen, was für eine große Bedeutung in den 45 Jahren, die wir hinter uns haben, ein Studium im Ausland für uns bedeutete. Das Studium im Ausland ist aber auch heute besonders wichtig, weil es die Jugend von heute für eine kreative Aktivität vorbereiten kann in einem selbstverständlich weiträumigen, freien – und wir wollen hoffen – glücklichen Leben. Deshalb ist es wichtig, dass der Verein derjenigen, die einst in Deutschland studierten, existiert und den Gedanken der Wichtigkeit des Studiums im Ausland aufrechterhält.

Gábor Kopek

Er war Absolvent der ›Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst. Wir kannten ihn als echten Kumpel, der mit Kommilitonen wie mit Lehrern der Hochschule gleichermaßen gut auskam, dessen Feten – in der eigenen Mietwohnung zu DDR-Zeiten! – immer etwas Besonderes waren, als kreativen Künstler, der es geschafft hat, aus einem heruntergekommenen Putzraum ein Fotolabor zu gestalten und dessen Diplomarbeit als ein Event galt.

Wir haben ihn über sein Studium, über seine spektakuläre Diplomarbeit, über seine Ernennung zum stellvertretenden Rektor an der ›Universität für Kunstgewerbe‹ in Budapest und die zwanzig Jahre dazwischen befragt.



Was hat Dich dazu inspiriert, das Studium an einer Kunsthochschule in der DDR aufzunehmen?

Meine Hochschulstudien habe ich als Fotograf begonnen, und ich glaube, es war eine gute Entscheidung. Zweifel hatte ich natürlich auch, in dem Sinne, dass mich immer eine Art zusammengesetzte Welt interessierte. Lange hatte ich geglaubt, dass diese zusammengesetzte Welt, in der ich zu Wort kommen kann, die Welt des Theaters sei. Doch diese Welt war oder schien mir jedoch schwer handhabbar zu sein. Ziemlich früh habe ich erkannt, dass ich – anders kann ich es nicht ausdrücken – ein *Eigenbrötler* bin, und dass für alles, was ich mache, was ich zeigen und leisten möchte, nur ich selbst die Verantwortung übernehmen kann. Was mich vom Theater, von der Theaterarbeit wegfürte, war, dass ich das Gleichgewicht im gemeinschaftlichen Dasein, das in der Theaterwelt unerlässlich ist, nicht finden konnte. Irgendwie wollte ich immer unter Kontrolle haben, was ich mache, und ich wollte daran glauben und darauf vertrauen, dass ich am Anfang und am Ende eines entstehenden Werkes stehe.

Wie fing Deine berufliche Laufbahn an? Soweit ich weiß, hast Du auch mit dem Theater und dem Film kokettiert?

Am Anfang meines beruflichen Lebens, als mir klar wurde, dass für mich die Fotografie die Ausdrucksmöglichkeit bedeutet, ist mir auch bewusst geworden, dass ich Unmengen von stehenden Bildern schaffen werde; und gerade die Umdeutung der eben angesprochenen, auf mich ausgeübten Anziehungskraft der Theater- und Musikwelt bzw. deren Übertragung in andere Dimensionen bot sich für mich als die spannendste Frage. Schon immer faszinierte mich die Möglichkeit, im Bruchteil einer Sekunde etwas in zwei Dimensionen zu erschaffen, das mich mal mit Zufriedenheit, mal mit Enttäuschung erfüllt.

Die Fotografie stellte sich für mich nicht als eine sich selbst überlassene, umrahmte Bilderwelt dar; wichtig erschien mir immer, in welcher Form das Bild erscheint und wie dieser Zustand ist, in dem man mit dem Anblick eines in den Raum gestellten Bildes und dem Wunder konfrontiert wird, das für die Fotografie das Loslösen von jeglicher Zeit bedeutet.

Wie war die Atmosphäre der Ausbildung? Welche Meister möchtest Du besonders hervorheben?

Drei Namen möchte ich erwähnen: Joachim Jansong, Peter Pachnike und Hartwig Ebersbach; für mich verkörperten sie damals in Deutschland die Qualität schlechthin.

Ich hatte nichts anderes zu tun, als Tag und Nacht daran zu arbeiten, dass ich auszudrücken vermag, was mich von innen her spannte. Diese Anspannung lässt nach Abschluss einer Arbeit immer nach – ich könnte bald sagen, das Nachleben einer Arbeit hat mich nie wirklich interessiert.

Deine Diplomverteidigung zählte in der DDR als großes Ereignis – nicht nur wegen des Themas, sondern auch wegen der Form Deiner Diplomarbeit. Als angehende Germanistin fand ich besonders spannend, dass Rilkes Gedichte, illustriert durch Fotografien auf riesigen Leinwänden, vorgetragen wurden. In Leipzig sprach man davon, dass sogar im westdeutschen Rundfunk über das Event, das eine neue Auffassung widerspiegelte, berichtet wurde.

Alle Bilder meiner Diplomarbeit spiegeln die Sehnsucht nach dem Dasein, nach Ausbruch aus der Isolation wider. Kennzeichnend für die Fotografien ist, dass sie aus immer wiederkehrenden Motiven schöpfen. Zu beobachten ist die Gleichzeitigkeit von Mensch, Raum und Verletzung bzw. Zerstörung. Ihre Beziehung zueinander drückt die Chance des Menschen auf eine weitere Existenz aus. Die Fotografien stellen den Abdruck dieser dreifachen Einheit dar, wobei sie bemüht sind, die Schwäche und

Einzigartigkeit des Menschen, denjenigen Zustand zu zeigen, der allein den denkenden Menschen auszeichnet. Die Verletzlichkeit des Menschen, der etwas erreichen will, ist das eigentliche Thema. In meiner Arbeit mit der Überschrift »R.M.R.« strebte ich auch danach, dass die menschliche Stimme und der gewählte Raum die im geschlossenen Raum präsentierte Visualität, meine Fotografien gliedern bzw. rhythmisieren und dadurch die dramaturgische Vision verstärken, wonach die räumliche Geschlossenheit und die Monotonie der gesprochenen Texte den bildlichen Inhalt unterstreichen, dass die im Raum tatsächlich sich bewegenden und wahrnehmenden Menschen, die Zuschauer, irritiert werden. Diese Irritation ist nicht Gegenstand, sondern nur eine Folge der Rezeption der Fotografien.

Als ich die Arbeit beendet hatte, überraschte mich selbst, dass es mir gelang, die geeigneten bildlichen Proportionen zur Masse des Gebäudes zu wählen und dass das System der Bilder von den unterschiedlichen Ebenen aus nicht aufdringlich, doch entschieden wahrzunehmen war.

Die Bilder sind nicht *von sich selbst aus* entstanden, sondern in einem kontinuierlichen Dialog mit dem konkreten Raum und der definierten menschlichen Stimme.

Was könntest du uns über deine jetzige Arbeit erzählen?

Ich glaube, es ist eine besondere Möglichkeit und Situation, an einer Universität für Kunst zu unterrichten. Jetzt, im 21. Jahrhundert, wo sich der Begriff von Bild, Raum und Zeit mit dem Erscheinen der technischen Bilder wesentlich ändert, müssen wir auf die individuellen Wege, auf Einzigartigkeiten und autarkes Denken besonders achten. Nie zuvor war die Gefahr so groß, dass die technischen Bilder den Menschen, den souveränen Entscheidungsträger zermalmen. Wir sind ohnehin eingebettet in manipulierte Netzwerke, seien diese kultureller, wirtschaftlicher oder sozialer Art. Im Zeitalter des Chaos kann die Sicherheit des Individuums dabei helfen, auf das Überflüssige zu verzichten und das Minimum zu erleben, wodurch das Leben des Individuums organisiert wird. Als beste Lösung in diesem Prozess erscheint mir, wenn wir den Dialog anstreben und einander dabei helfen, diesen aufrechtzuerhalten. In der Beziehung zu meinen Studenten gehe ich von der Grundthese aus, dass wir einen Dialog führen, in dem beide Partner Fragen beantworten, anders ausgedrückt, dass wir zur Kommunikation gezwungen sind.

Meine Arbeit mit den Studenten ist dann erfolgreich, wenn sie in ihrem Lauf fruchtbar ist, wenn Lehrer und Schüler tatsächlich gemeinsam denken. Es ist ein äußerst anstrengender Kommunikationsprozess, denn es handelt sich um einen offenen Zustand, in dem wir ständig Zuhörer und

Vermittler sind. Dieser Dialog kann zum Erwerb beruflicher Kenntnisse, zur Stärkung der offenen und toleranten Persönlichkeit führen. Und nichts ist wichtiger als das. Die Universität bildet ja Intellektuelle mit der lockeren Verflechtung von Theorie und Praxis aus und erwartet nicht gefällige Antworten, sondern schafft Situationen, in denen alle zu Reaktionen befähigt werden.

Die »Universität für Kunstgewerbe« verlieh dem Unterricht der Fotografie Anfang der 80er Jahre den universitären Rang, und damit hatte das jahrzehntelange Schweigen endlich ein Ende. Ich wurde beauftragt, das neue Profil der Bildung zu gestalten und einzuführen. Es gehört zu den Fakten, dass die Universität zu der Zeit eine allgemeine Reform durchführte, die die Integration der Fotografieausbildung möglich machte. Ich hatte keine Zweifel daran, dass die Fotografie ein gleichrangiger Partner für die anderen Fachbereiche ist – nicht, weil Fotografie Kunst ist, sondern weil die Fotografie nicht zu umgehen oder aus dem Leben wegzudenken ist. Auf Diskussionen, ob die Fotografie Kunst sei, habe ich mich nie eingelassen, ich hielt diese für sinnlos.

Seit 1999 nehme ich als stellvertretender Rektor an der Führung des Instituts teil.



Zsolt Fehér

Der ›DAAD‹ lud im Jahre 1992 seine ehemaligen Stipendiaten zu einer Festveranstaltung in Budapest ein. Wir ungarischen Studenten, die in Deutschland die Wende miterlebten, erhielten auch eine Einladung, denn wir bekamen das Stipendium nach der deutschen Einheit vom ›DAAD‹. Als ich die alten Freunde und Studienkollegen wiedersah, kam mir der Gedanke, dass wir nicht zulassen dürften, dass diese Kontakte aus den für uns so wichtigen Jahren einfach so absterben. So gesehen spielte bei unserem Aufeinandertreffen auch die Geschichte eine Rolle.



Natürlich war der Anfang am schwierigsten. Wir mussten einen Datenbestand zusammenstellen, der zu der Zeit – zum Glück! – noch nicht durch das Datenschutzgesetz verhindert wurde; und nach einigen persönlichen Gesprächen gelang es uns, an die nötigen Informationen aus dem Bildungsministerium heranzukommen, wofür wir den Helfern bis heute dankbar sind. Anschließend musste ich *nur noch* zweimal 1000 Umschläge als Rundbrief verschicken – das Ergebnis ist euch allen bekannt.

Es macht mich glücklich, dass es uns gelungen ist, auf diesem Wege die Stimmung der alten Erstsemester- und Stipendiatentreffen heraufzubeschwören, in den Zügen des anderen das Alte, Mädchenhafte, Lausbübsche zu suchen, denn mag das alte System noch so ungerecht gewesen sein, wir haben es geschafft, es uns doch angenehm zu machen. Schließlich wurden wir nicht umsonst als Ungarn geboren...

Nun etwas zu meiner Person:

Meine Mutter ließ mich im dritten Schuljahr in eine Klasse mit erweitertem Deutschunterricht einschreiben – ein folgenschwerer Schritt. Auf dem Gymnasium wurde dann extra für uns eine spezielle Deutschklasse gestartet – damals eine Besonderheit, deren Bedeutung wir gar nicht ermessen konnten.

Mit 16 beschloss ich, wie jeder vernünftige, abenteuerlustige Bursche, dass ich in Deutschland (in seinem für uns erreichbaren, östlichen Teil) studieren werde. Das gelang mir ohne jede Schwierigkeit. Ich wollte Antwort auf solche Fragen bekommen, wie z. B.: Wie ist die wahre Natur des Deutschen? Wie können die Deutschen an die Diktatur so blind glauben? Sicherlich hat ein jeder eine Antwort auf diese Fragen gefunden, doch anmerken möchte ich nur so viel, dass einer meiner besten Freunde bis heute mein ehemaliger deutscher Kommilitone ist.

Nach 10 Monaten Militärdienst (am besten vergessen!) *wüteten* wir nunmehr ketten- und hemmungslos im Alltag des deutschen Vorbereitungskurses – und nach Ausreise – der DDR. Wenn ich so auf diese Zeit zurückblicke, muss ich feststellen, dass wir das freie Leben ziemlich krass anfangen, und bei den meisten von uns hielt es auch bis zum Abschluss des Studiums an.

Ich persönlich fing das Studium an der ›Technischen Hochschule‹ der bezaubernden sozialistischen Stadt Karl-Marx-Stadt, an der ›Fakultät Plaste und Elastomere Verarbeitungstechnik‹ an – bereits in der ersten Übung, namentlich *Technisches Zeichnen*, stand mir der kalte Schweiß auf der Stirn. Die zwangsläufige Folge war, dass ich – weil ich ja Chemie studieren wollte – so lange nicht lockerließ, bis ich vom darauffolgenden Studienjahr an in Leipzig an der Uni Biochemie studieren konnte.

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, dass in meinem kleinen Studentenleben dadurch eine große Veränderung eintrat. Aus dem grauen, unpersönlichen Kaff gelangte ich nun in die damalige kulturelle und intellektuelle Hochburg der DDR, wo man sogar nach acht Uhr abends auf der Straße Leute treffen konnte, wo es gar Unterhaltungsmöglichkeiten gab. Selbstverständlich sprach der allgemeine Eindruck außerhalb der Innenstadt für sich, doch darüber haben wir uns schon längst hinweggesetzt.

1990 wurde durch einen Zufall meine bisher einzige Tochter geboren. Dadurch wurde mein Leben recht gründlich umgestellt, doch über so etwas könnten einige von uns berichten.

Nach dem Studium kehrte ich nach Ungarn zurück und auch seitdem bin ich mein eigener Herr. Noch nie war ich bei irgendjemandem angestellt. Auch zur Zeit führe ich meine eigenen Firmen mit einem recht breiten Tätigkeitsfeld. Eins habe ich allemal von den Deutschen gelernt – obwohl auch das familiäre Vorbild gegeben war: Nur durch Demut und Ausdauer kann im Leben etwas erreicht werden. Anstand und Heimatliebe sind keine Verkaufsartikel. Mein Identitätsbewusstsein als Ungar hat sich in

den Jahren da draußen stark entwickelt – dank der *großen* geografischen Entfernung.

In den letzten Jahren – seit 2000 – wurde ich auf euren Veranstaltungen nicht gesehen, obwohl ich in Gedanken immer bei euch war. Ich erlitt einen schlimmen Unfall, den ich nur durch Glück überlebte. Darauf folgten ein langer Krankenurlaub und jahrelange Genesung. Tatsache ist, dass ich nie wieder der alte sein werde, doch so nach und nach gelang es mir, wieder zu Kräften zu kommen. So sehr, dass wir auf unserer nächsten Veranstaltung wieder beisammen sein werden. Dabei hat mir viel geholfen, dass ich erneut anfang, Leistungssport zu treiben – ich spiele wieder Wasserball und z. Z. *ackern* wir in der zweiten Landesliga. Ich freue mich des Lebens, ich habe die für mich wichtigen Werte gefunden.

Bis zum heutigen Tag glaube ich an die Notwendigkeit der Wanderjahre im Ausland, an die Bedeutung der aus ihnen resultierenden Erfahrungen und menschlichen Beziehungen. Man muss das Leben und Denken von anderen Menschen miterlebt haben, damit man – nach dem Vergleich mit unserem Leben und Denken und in die Heimat zurückgekehrt – auf unser Wohl und das unseres Landes bedacht handeln kann. Der Geist unseres Vereins leistet dafür unter Anbietung aller Kräfte seinen Beitrag. Besonders hervorheben möchte ich den Glauben und die Aufopferungsbereitschaft unseres Präsidenten. Und unerwähnt dürfen auch diejenigen nicht bleiben, die sich seit Jahren vor den Karren unserer Gesellschaft spannen.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass wir uns fast ohne Worte verstehen? Die gemeinsamen Erlebnisse, unsere Kenntnisse, unser DDR-Slang-Vokabular und unsere für Außenstehende unverständlichen Gespräche bringen uns aus dem alltäglichen Kampf des Lebens zurück in die unbefangene Welt unseres Studentendaseins. Mir wird immer warm ums Herz, wenn ich an Euch denke.

Lebenslauf

16.02.1966 geboren in Nyíregyháza,
 1972 – 1980 Jókai-Mór-Grundschule, Deutschklasse
 1980 – 1984 Zrínyi-Ilona-Gymnasium, Deutschklasse
 1984 – 1985 Armee, Szeged
 1985 – 1986 Technische Hochschule, Karl-Marx-Stadt
 1986 – 1992 Universität Leipzig, Fachrichtung Biochemie
 seit 1993 wieder zu Hause

Vilmos Bognár

Über Dresden und Linköping und...

Vor einigen Jahren hatte ich die Gelegenheit, im schwedischen Linköping – einer Stadt, die innovationsmäßig nicht gerade übel dasteht – an einer spannenden Konferenz teilzunehmen. Das Thema der Konferenz war die ›ERA‹ (Europäisches Forschungsgebiet), sowie die Integration der neuen Mitgliedsstaaten. Wahrscheinlich wird mein dortiges Erlebnis nicht so schnell in Vergessenheit geraten, nämlich wie unser Gastgeber, der Minister für Bildung und Wissenschaft mit völlig normalem Tonfall über eine Vision als gängige Praxis berichtete, die er mitgestaltet und bereits in Gang gesetzt hatte. Im Sinne dieser Vision sollte es in der nächsten Zukunft, aber spätestens im Leben unserer bzw. ihrer Enkel Wirklichkeit sein, dass man sich völlig frei für eine Universität oder ein Forschungsinstitut in Europa entscheiden kann, dass man frei darüber bestimmt, wann und wo man das Studium beginnt oder beendet, in welcher Schule oder Werkstatt man forscht oder wie man für eine Weile das Institut wechselt. Mehr dazu unter: <http://www.cordis.lu/era/>



Für die betagteren Kommilitonen, die in der DDR studiert haben, spielen die Beziehungen zum DDR-Kulturzentrum und die Zeit von 1975 bis 1981 eine wichtige Rolle. Wie könnte man diese Erlebnisse, Geschehnisse heute aus sicherer historischer Entfernung einigermaßen objektiv beurteilen?

In den siebziger Jahren bedeuteten internationale Beziehungen für die meisten ungarischen Familien keine profunden Kenntnisse aller Details, die für die Lebensbedingungen der »glücklichen Staatsstipendiaten« typisch waren, wie diese studieren und sich auf das Akademikerleben vorbereiten. Die auserwählten Abiturienten und ihre Eltern waren für jeden noch so winzigen Informationskrümel äußerst dankbar, der aus zuverlässiger Quelle irgendwie zugänglich war. Das war die Motivationskraft, die die erste größere, aus der DDR heimkehrende Gruppe staatlicher Stipendiaten dazu veranlasste, im allen bekannten ›Kulturzentrum der DDR‹ Gesprächs-

runden zu veranstalten. Den Gesprächsrahmen im angenehmen Ambiente bildeten die Begegnungen mit Künstlern, Wissenschaftlern, die aus Berlin, Leipzig, Bautzen usw. kamen. Das war der Beginn der *Programme*.

Genauso erfolgreich waren die seinerzeit hochgeschätzten *Weihnachtsmärkte*. Der Klub ehemaliger Stipendiaten hat es den Mitgliedern erwirkt, dass diese sofort nach Eintreffen der Warenbestände, zu Beginn der tatsächlichen Verkaufsphase die sonst schwer erreichbaren Plüschsachen, Bücher, Schallplatten, Volkskunstobjekte oder erzgebirgische Weihnachtsgegenstände käuflich erwerben durften. Diese Anlässe führten in der Regel zur Erweiterung des Bekanntenkreises um neue Ehepartner und Kollegen. Es hat auch viel geholfen, wenn sich die Familien gemeinsam um das Organisatorische gekümmert haben – in der Studienzeit, weg von zu Hause, weit weg vom elterlichen Haus.

Die meisten Informationen erreichten die Adressaten – Prüflinge oder ihre Eltern – durch die Klubmitglieder, manchmal auf unvorstellbar abenteuerlichen Wegen und Umwegen. Die Zeitungen waren nur im Rahmen von Veranstaltungen zu erreichen. Für uns Klubmitglieder war es eine Überraschung und ein spannendes Erlebnis zugleich, als wir uns in einer Livestreamung des ungarischen Rundfunks den ganzen Samstag Vormittag mit Imre Antal unterhalten haben. Es war ein angenehmes Gefühl, dass wir den »nicht-staatlichen Stipendiaten« immer etwas Neues erzählen konnten, und dass dieses Studentenleben so zu einem *alltäglichen* Erlebnis wurde.

Eines der wichtigsten Elemente unseres Klublebens war selbstverständlich, dass die Heimkehrenden ihre Erfahrungen austauschen konnten, was die Berufswahl, den Berufsbeginn, Wohnungs- oder seltener Autoangelegenheiten betraf, dass sie ihre Kenntnisse für die Verwirklichung ihres täglichen Glücks erweitern konnten. Von beruflichen Fragen, wie z. B. welcher Studienplatz was zu bieten hat, oder ganz zu schweigen davon, worauf man sich gefasst machen sollte. Zahlreiche Zusammenkünfte begannen mit einer Bestandsaufnahme der Kontakte oder mit dem Auftauchen eines herausragenden Experten.

Diese Sachen waren im Klub leicht zu erledigen, wir waren flexibel und organisatorisch veranlagt. Oft wird erwähnt, dass die stark belegten Jahrgänge leichter Kommilitonen oder Kollegen vermitteln konnten, die immer Zeit hatten und vom Thema persönlich stärker motiviert waren. Aber es gab auch eine andere Dimension, die für die Klubstimmung, das gemeinsame Denken und Handeln verantwortlich war. Was war das eigentlich? Die stär-

keren Jahrgänge haben sich neben dem Studium oft mit beruflichen Fragen, den Qualifizierungsmöglichkeiten, den Chancen auseinandergesetzt. Anfang der 70er Jahre gab es in Dresden zahlreiche Freundeskreise, um deutsche oder andere Kommilitonen erweitert, die neben Unterhaltung auch für Aktionen sorgten, die die Erweiterung der Kenntnisse zum Ziel hatten. Jeder Fall war ein Fall für sich.

Aus diesen Kreisen entstand 1972 der ungarische Klub an der »HfV«, dem andere Initiativen in anderen Instituten folgten. Der »HfV-Klub« hatte einen eigenen Raum, einen »Kellerklub«. Neben den Freizeitaktivitäten wie Karten- und Schachspielen, Tischfußball oder Eierkuchenbraten waren der Leseraum und die Bibliothek ein echter Leckerbissen.

Eine neue Epoche ist hereingebrochen, als wir neben den von unseren Gastgebern uns zur Verfügung gestellten Einrichtungen mit Hilfe ungarischer wissenschaftlicher Vereinigungen, Universitäten und anderer Kontakte die wichtigsten ungarischen Presseerzeugnisse kontinuierlich anbieten konnten.

Wir konnten uns über lokale und einheimische Ereignisse parallel informieren, wir wussten, was die ungarischen Studenten in den verwandten Fächern in Ungarn studierten. Oft haben wir in Gesprächen mit unseren Lehrern die Frage der Kontakte zur ungarischen und internationalen Elite diskutiert.

Heute, im Zeitalter der Globalisierung sind diese Aspekte eine Selbstverständlichkeit. Es wird faszinierend sein, unsere damaligen Eindrücke und Erlebnisse mit den Kollegen, Eltern und Studenten zu besprechen, die in der sich konstituierenden »ERA« ihre eigenen Erfahrungen sammeln werden. Nicht zuletzt im Zeichen der Ostalgie.

Bleiben wir offen genug?

Tamás Bornemissza

Was bewog einen Schüler aus Szombathely dazu, in Magdeburg, an der ›TH Otto von Guericke‹ zu studieren?

In Ungarn wurde das Autobahnbauprojekt in den 70er Jahren gestartet. Mein Interesse galt den Maschinen, so entschied ich mich für die Fachrichtung Baumaschinen. Ein Auslandsstudium schien damals angesichts meiner Deutschkenntnisse eher ein Wunschtraum zu sein, doch die vorgezogene Aufnahmeprüfung stellte eine reelle Möglichkeit dar, bei Erfolg zum Studium an der ›TU Budapest‹ zugelassen zu werden. Schließlich bekamen aus unserer Klasse sieben Leute einen Studienplatz im Ausland, doch ohne den Besuch eines solch vorzüglichen Gymnasiums wie das ›Nagy Lajos‹, v. a. seiner mathematisch-naturwissenschaftlich profilierten Spezialklasse, wären die Voraussetzungen dafür nicht geschaffen gewesen. Der siebenwöchige Sprachkurs im Sommer erwies sich als äußerst anstrengend, die Ausreise selbst als eine echte Herausforderung und großes Abenteuer, denn ich war zuvor noch nie im Ausland. Dank meiner fundierten Kenntnisse in den Naturwissenschaften aus der Gymnasialzeit konnte ich mich im ersten Semester voll auf die Sprache konzentrieren. Dass ich im Deutschen schnelle Fortschritte machte, verdanke ich in erster Linie meinem Freund, Peter Schmidtke, mit dem ich das Zimmer teilte. Er hat mich nicht nur so lange immer wieder korrigiert, bis er mich verstand, sondern bis ich tatsächlich richtig deutsch sprach.

Die Jahre in Magdeburg bereiteten uns gründlich auf den späteren Beruf vor, sowohl in Theorie, als auch in Praxis. Im Rahmen der sogenannten Beststudentenförderung bekam ich auch die Möglichkeit, Lehrveranstaltungen anderer Fachrichtungen zu besuchen, so unternahm ich die ersten Schnuppertouren in Forschung und Entwicklung. Als lehrreich erwiesen sich Vorlesungen über Betriebsorganisation oder Kosten-Nutzen-Analyse, denn dem Motto »Wir ersparen jeden Pfennig, koste es was es koste!« begegnete ich nur zu oft. Mein grundsätzlich fragendes und hinterfragendes, auf



Analysieren eingestelltes Naturell verhalf mir trotzdem zu nützlichen Kenntnissen.

Wichtige Erfahrungen sammelte und interessante, wertvolle Bekannte fand ich einerseits im Kreis der in der DDR arbeitenden jungen Menschen, andererseits durch die studentischen Aktivitäten – so erweiterte ich mein Bild von der Gesellschaft um immer neue Facetten, was mir nicht zuletzt bei der Gestaltung der Beziehungen zu meinen späteren Mitarbeitern zugute kam. Ich bereitete mich ganz bewusst auf meine zukünftigen Aufgaben vor.

Wie ging es dann für den jungen Ingenieur in Ungarn weiter?

Zunächst mit 542 Tagen Wehrdienst, der einem Zusatzstudium der Soziologie gleichkam, und mit ungeheuer vielen Erfahrungen. Den meisten Nutzen hatte ich von meinen Kenntnissen in Musik, als einfacher Soldat leitete ich einen Chor und eine Kabarettgruppe.

Mein erster Arbeitsplatz führte mich nach Győr, und bald arbeitete ich am Bau der Autobahn M5 mit. Ich war für die Baumaschinen verantwortlich und durfte die erste mikroprozessorengesteuerte Asphaltmischanlage in Ungarn aufbauen. Großartige Aufgaben im Beruf, jede Menge Arbeit, nebenbei Bau unseres Hauses mehr oder weniger eigenhändig, Studium der Betriebswissenschaften, sogar Dolmetschen ab und zu – so vergingen die ersten Jahre. Obwohl ich einige ausgezeichnete Kollegen hatte, musste ich einsehen, dass der sozialistische Großbetrieb nicht meine Welt war. Ich suchte dort vergeblich nach klaren eindeutigen Verhältnissen, nach einer Logik. Marktwissenschaftliche Kenntnisse versuchte ich meinem Freund aus Österreich abzugucken. Die Wende begann für mich Anfang der 80er Jahre, mit der Gründung der eigenen Firma. Wir montierten elektronisch gesteuerte Hochlagerstaplermaschinen überall in der Welt, gleichzeitig arbeiteten wir in unserem Ingenieurbüro an der Lösung spannender Entwicklungsaufgaben. Als nützlich erwies sich auch, dass ich zu der Zeit bereits ein abgeschlossenes Studium als Patentanwalt hatte. Forschung und Entwicklung gehören in meinem Unternehmen, das ich seit dieser Zeit leite, weiterhin zu den Schwerpunktbereichen, doch die Montage wurde im letzten Jahrzehnt von der Immobilienentwicklung abgelöst. Ich wirkte auch am öffentlichen Leben aktiv mit, zunächst als eines der Gründungsmitglieder bzw. als Vorsitzender des ›Landesausschusses des Landesverbands der Unternehmer‹ (VOSZ), dann als Aufsichtsrat bei der staatlichen Gesundheitsversicherung. Bis vor kurzem war ich stellvertretender Vorsitzender bzw. Vorsitzender der ›Kommission für Geschäftsethik der Ungarischen und der Budapester Industrie- und Handelskammer‹. Ein ganzes Jahrzehnt

lang kämpfte ich für mehr Moral und für eine Stärkung des gegenseitigen Vertrauens im Geschäftsleben, denn ich bin der Ansicht, dass sie sogar einen echten Wettbewerbsvorteil bedeuten können, darüber hinaus, dass durch diese ein menschlicheres Umfeld entsteht. Meine Aufgabe in diesem Gremium war nicht ganz einfach, denn Gesetzgebung und Gesetzesanwendung hielt ich nicht immer für ethisch vertretbar.

Wo hat der Verein Platz in deinem Leben gefunden?

Der Verein nimmt einen vornehmen Platz in meinem Leben ein, denn ich bin davon überzeugt, dass man ihn braucht. Dieser Ansicht waren wir alle, die damals Zsolt Fehérs Initiative folgend uns versammelten. Auf der Gründungsveranstaltung sprach ich Ziele und mögliche Wege an, vielleicht fiel die Wahl, als es um den Präsidenten ging, deshalb auf mich.

Gemeinsame Ziele und effizientes Arbeiten begründen unseren Erfolg. Im Beruf zu motivieren ist ein harter Job, in einem Zivilverein unter Freiwilligen mehr eine Kunst, hier spielt die Vorbildwirkung eine viel größere Rolle. Eine besondere Freude ist es für uns, dass unsere Aktivitäten sich generationsübergreifend entfalten, dass auch die Unterschiedlichkeit der Mitglieder – sei es der Beruf, das Alter oder die Interessen – eine spannende Verbindung untereinander darstellt. An einer deutschen Universität ist man anders Student und Ungar zugleich als in der Heimat – vielleicht braucht man mehr Haltung, eine echte, die uns mehr zusammenschweißt.

Wie steht deine Familie zu diesem bewegten Leben?

Die Familie bedeutete für mich immer den sicheren Hintergrund, ihre Unterstützung war unerlässlich für mich. Meiner Frau konnte ich noch die Plätze zeigen, wo wir und wie wir zur Zeit des Studiums lebten. Meinen Kindern zeigte bereits mein Freund und Zimmernachbar, was von damals noch unverändert blieb, während eines Sommerurlaubs erzählte er ihnen viel über die gemeinsamen Erlebnisse. Es war schon interessant, die alten Geschichten aus ihrem Mund zu hören. Auch der jährliche Kinderfasching des Vereins oder die Laternenzüge am Martinstag blieben ihnen nachhaltig in Erinnerung. Als junge Erwachsene bekam dann meine Tochter auf einem Kurs der ›Universität Leipzig‹ (»Sprachen bauen Brücken«) eine Ahnung davon, wie es sein mag, im Ausland zu studieren, eine internationale Gemeinschaft zu erleben. Es erfüllt mich mit Freude zu beobachten, dass meine Kinder interessiert sind für die Dinge der Welt und offene Menschen mit einem breiten Horizont wurden.

Wie sieht die Fortsetzung aus?

Die gemeinsamen Erfolge des Vereins machen Lust auf weitere Programme. Neue Kraft bekomme ich durch Klavierspielen, Schwimmen oder Waldwanderungen. Der Mensch braucht nun mal Qualität, ob in Kultur, Wissenschaft oder Freizeit. Wir haben ein vortreffliches Team, obwohl ich mir manchmal wünsche, dass der harte Kern ein wenig größer wäre. Wir investieren viel Zeit, Energie und auch Geld in die Programme, damit sie wirklich attraktiv werden. Sie sollen nicht nur unterhalten, sondern auch Werte vermitteln und dadurch nachhaltig wirken. Das Internet, diese virtuelle Welt stellt auch für uns eine Herausforderung dar, denn die jüngere Generation erreicht uns v. a. auf diesem Wege. Trotzdem: Persönliche Kontakte können in den menschlichen Beziehungen durch nichts ersetzt werden. Freunde und Humor sollten im Leben nicht vermisst werden. Illusionen dürfen aufgegeben werden, doch nicht die Ziele. Im Verein stecken ausreichend Ideen und Möglichkeiten nicht nur für ein Jahrzehnt. Ich meine: Wer auch fernere Ziele im Auge hat, muss manchmal durch Sumpf und Wüste gehen und auch Berge besteigen können.

Virtueller Rundtisch

Die Teilnehmer des *virtuellen Rundtischgesprächs* sind unsere Mitglieder, ihren Namen werden viele Leser auf den Seiten des Magazins ›DU!‹ begegnet sein. Bevor sie die Fragen unserer Redaktion beantworten, stellen sie sich der Reihe nach kurz vor.



Béla Weyer

Von 1967 bis 1972 studierte ich an der Universität Ilmenau, die damals *nur* eine ›TH‹ war, aber nach der Wiedervereinigung gehörte das Institut zu den wenigen, die nicht *abgestuft* sondern *aufgestuft* wurden, so heißt es heute ›TU‹. Nach Diplom und Rückkehr arbeitete ich sieben Jahre lang als Ingenieur, in der Zwischenzeit habe ich noch ein wenig Soziologie studiert, dann habe ich meinen Tätigkeitsbereich gewechselt. Seit 1979 bin ich Journalist; angefangen habe ich bei der Pest Megyei Hirlap, dann kamen zehn Jahre ›Magyar Nemzet‹, und seit 1991 bin ich bei der ›HVG‹.

László Dorogman

Ich habe an der Sektion Automatisierungstechnik der ›TH Karl-Marx-Stadt‹ 1970 bis 1974 studiert. Als Stipendiat des ›Ministeriums für Maschinenbau‹ (KGM) begann ich im Herbst 1974 im ›Technisch-Wissenschaftlichen Informationsinstitut‹ des ›KGM‹ zu arbeiten, aber 30 Monate später nahm ich eine Laufbahnkorrektur vor. In der Redaktion Budapress von ›MTI‹ gab es eine freie Stelle für einen Deutsch-Übersetzer, ich habe mich beworben – und zwar mit Erfolg. Aus dieser Redaktion kam ich im Januar 1979 auf eigene Initiative in die Redaktion Außenpolitik, wo ich heute noch arbeite, gegenwärtig als Ressortleiter-Redakteur. Neben zahlreichen kurzen Auslandseinsätzen war ich für die ungarische Nachrichtenagentur zweimal als Korrespondent auf deutschem Boden tätig: Das erste Mal zwischen 1988 und 1991 in der DDR und Westberlin (obwohl ich die letzten zehn Monate schon im wiedervereinigten Deutschland absolvierte), dann zwischen 1998 und 2002 in Bonn bzw. Berlin.





László Lábody

Ein abenteuerlicher Weg führte mich von der ›TU Dresden‹ (Matrikel 1970) zum Direktorposten der Abteilung für Corporate and Regulatory Affairs (Unternehmensbeziehungen und Regelungen) von ›British American Tobacco‹. Nach einem kurzen, anderthalbjährigen Versuch im Forschungsinstitut zwanzig Jahre Außenpolitik in allen Bereichen, die im Posten des Vorsitzenden des Amtes für Magyaren jenseits der Landesgrenzen kulminiert.

Dr. Imre Somody

Studium der Wirtschaftswissenschaften 1977–81 in Berlin, Promotion an der ›Wirtschaftswissenschaftlichen Universität Budapest‹ 1982–84.

Manager bei ›Chinoin‹, Generaldirektor der ›Pharmavit Bristol-Myers‹, Fejlesztésért ›KKHT‹. Mitglied im ›Global Leaders for Tomorrow‹, ›World Economic Forum‹ 1993–97, Wirtschaftsrat des Ministerpräsidenten 1998–2002, Öffentliche Bildung, Stiftungsrat der ›Stiftung EU-Kommunikation‹, ›VODAFONE-Stiftung‹, Vorsitzender des Stiftungsrates der ›Bolyai-Werkstatt‹, Kurator des Bolyai-Preises.

Auszeichnungen: Eötvös-Loránd-Preis 1996, Mittleres Verdienstkreuz der Republik Ungarn 1998, George-Washington-Preis 1999, Podmanicky-Preis 2000.



Was brachte Euch auf die Idee, im Ausland zu studieren?

Weyer: Nicht was, sondern wer. Es war Géza bácsi, mein Klassenlehrer. In der vierten Klasse des Gymnasiums, kurz nach Schulbeginn, zeigte er mir die Informationsbroschüre des Kultusministeriums, in dem ausländische Studienplätze verzeichnet waren. »Versuch es mal, vielleicht hast du Glück. Absagen kannst du jederzeit, und dann hast du eine gültige Aufnahmeprüfung für die ›TU in Budapest.« Denn Géza bácsi war ein Lehrer-Ingenieur, für ihn musste einfach jeder Ingenieur werden. So bin ich auch einer geworden.

Lábody: Vor allem Abenteuerlust und Neugier, was einem gegenwärtigen Studenten (und rückblickend vielleicht auch uns) unvorstellbar vorkom-

men mag. Das Eingesperrtsein in der damaligen Zeit, zwei, sogar drei verschiedene Reisepässe, *Ausreisefenster* im Pass, Visa und ähnliches. Wenn jemand von den alten Lehrlingen gleich auf Wanderjahre gehen wollte, und zwar nicht als Tourist, lag diese Möglichkeit auf der Hand.

Somody: Die Entscheidung, vier Jahre im Ausland zu studieren, habe ich mir gar nicht ernsthaft überlegt. In erster Linie war es eher ein Zwang, da ich auf Grund meiner Leistungen im Gymnasium keinen Studienplatz in Ungarn bekommen habe, und selbst in der Aufnahmeprüfung sah ich nur eine Vorbereitungsstation für die nächste Aufnahmeprüfung an der ›Budapester Universität für Ökonomie‹. Der ausländische Studienplatz war jedoch in zweierlei Hinsicht spannend; erstens die Herausforderung, im Ausland, weit weg von der Familie zu leben, und zweitens, zuverlässige Sprachkenntnisse zu erwerben.

Dorogman: Dem Rat meines Vaters folgend begann ich ziemlich früh, deutsch zu lernen, im Gymnasium besaß ich bereits solide Sprachkenntnisse. Nebenbei hatte ich auch an technischen Dingen ein Interesse und als ich im Herbst 1969 von der Möglichkeit eines staatlichen Stipendiums erfuhr, bewarb ich mich nach einer Konsultation mit meinem Vater um einen Studienplatz in der DDR. Ursprünglich handelte es sich um die ›TH Magdeburg‹, aber während des Sprachkurses in der Budaorsi üt stellte es sich heraus, dass ich anstelle von Magdeburg nach Karl-Marx-Stadt fahren würde, und selbstverständlich stimmte es mit der Studienrichtung auch nicht (unter den Stipendiaten war ich wohl nicht der einzige mit dieser Erfahrung). Eigentlich habe ich es nicht bereut, denn die ungarischen Stipendiaten von Karl-Marx-Stadt halten zusammen und treffen sich seit 1977 regelmäßig.

Wollt Ihr einige typische Erlebnisse aus der Studienzeit nennen?

Dorogman: Die gut organisierte Stundeneinteilung (obwohl, wenn wir vom Sportunterricht kamen, konnten wir das Hauptgebäude nur keuchend und hustend erreichen); die Vorlesungen von Dr. Hüper (Lineare Netze), der ein mörderisches Tempo diktierte und die 15 Meter breite, vier Meter hohe Tafel in 90 Minuten fünfmal voll schrieb (und von Studenten wieder abwischen ließ); der faszinierende Vortragsstil von Prof. Dr. Riedel (Elektrophysik), sein (trotz Bonbon bzw. Ellipse) menschlicher, unmittelbarer Umgang mit den Studenten, (einige Jahre später ging er samt Familie in die Schweiz); das im Vergleich zu ungarischen Verhältnissen fürstliche Studentenwohnheim; die großartigen Fußballspiele auf dem nahe liegenden Sportplatz um den ›ISK‹- (Internationales Studentenkomitee) Pokal; die furchtbaren Verhältnisse hinsichtlich Verpflegung und Hygiene im

›Alchemnitzer Krankenhaus, wo ich in Folge einer Venenentzündung zehn Tage verbringen musste; der überwältigende Stil und Kampfgeist von Dr. Winkler, als ich trotz seiner Einweisung vom Krankenhaus abgewiesen wurde (kommen Sie am Montag zurück – wurde mir am Samstag Nachmittag mitgeteilt, trotz des Verdachtes auf Thrombose) und er sich anschließend das Personal des Krankenhauses per Telefon vorknöpfte; die feucht-fröhlichen Feten anlässlich des Bergfestes und der Abschlussfeier mit der Seminargruppe; die lustigen, auf Matrizen getippten Veröffentlichungen zu solchen Anlässen (eine ist immer noch in meinem Besitz) – und nicht zuletzt die Amiga-Platten, dank denen ich den Weg zum Jazz und Blues gefunden habe.

Lábody: Woran ich mich am meisten erinnern kann, ist die unglaubliche Energie; für was man alles Zeit hatte: Gemeinschaftsleben, Kultur, Freunde, Kneipen, Kneipen, Kneipen und ähnliche Institutionen, die Gesellschaft schöner Mädchen und Damen – und dazu noch das Studium. Die einschlägigen Anekdoten sind nicht immer salonfähig.

Somody: Für mich war in erster Linie die Zusammenarbeit, das Teamwork unter den im Ausland lebenden Ungarn ein nachhaltiges Erlebnis. Obwohl es in der heutigen Welt merkwürdig klingen mag, gab die ›KISZ‹ in der DDR den jungen Menschen einen außerordentlich sicheren Halt für die Zusammenarbeit. Wir haben viel davon gelernt, wie man zusammenarbeitet, organisiert, den anderen Menschen versteht, und zwar nicht nur die Kommilitonen, sondern auch die ungarischen Gastarbeiter, die dort lebten.

Eine zweite – negative – Erfahrung war die ständige Angst, die allgegenwärtige Furcht, die eine tägliche Erfahrung im Institut war, wo ich studierte. Es galt ja als politisch heikel. Ähnliche negative Erlebnisse hatte ich mit der ungarischen Botschaft und den ›Fachkräften der Spionageabwehr‹. In jungen Jahren kommt man mit der Tatsache schwer zurecht, dass man der Macht schutzlos ausgeliefert ist. Ich habe diese Situation ohne größeren Schaden überlebt.

Mein drittes Erlebnis war die gute Zusammenarbeit mit deutschen Dozenten und Studenten. Hoffentlich haben auch andere diese Erfahrung gemacht: Ich habe auf jeden Fall vor der freundlichen, menschlichen Hilfsbereitschaft meiner Umgebung, die für mich unter den gegebenen Umständen eine außerordentliche Hilfe war, großen Respekt.

Weyer: Die habe ich meist in Ungarn gesammelt. Sagen wir, wenn ich in den Ferien nach Hause kam und meine ehemaligen Schulfreunde an der Uni besuchte, waren sie gerade in der Prüfungszeit. Vor den Türen standen lauter nervöse, blasse Gestalten. Die Prüfungen begannen um acht Uhr

morgens, und die waren noch nicht dran. In diesem Augenblick ist mir zum Erlebnis geworden, dass bei uns jeder Prüfling auf die Minute genau bestellt war, ohne jeglichen zusätzlichen Stress. Und noch eins, das eher für unser Empfängerland typisch war: Abends gingen wir ins Kino, wir hatten es eilig und sprangen über das Kettengeländer und plötzlich aus dem Dunkel erschien der *Kreuzungswilly* (das war der stadttübliche Kosename des *rauh*en aber *herzlichen* Polizisten), und hielt uns mit einem ›Halt, wohin denn so eilig?‹ an. Am Ende mussten wir eine Mark Strafe zahlen. Bis Willy mit der gründlichen Schreibearbeit fertig wurde und die Quittung ausstellte, ging in seiner Taschenlampe die Batterie aus.

Wie hat das Studium Eure Laufbahn beeinflusst?

Weyer: Grundlegend. Egal, wo ich war, fanden mich die deutschen Angelegenheiten. So war es, als ich als Forschungsingenieur in meinem anständigen, gelernten Metier arbeitete, dann als Geschäftsmann-Ingenieur, und heute ist es auch nicht anders, wenn ich als Berliner Berichterstatter der ›HVG‹ tätig bin. Ja, meine Frau habe ich auch hier kennengelernt. Es war so, dass im Herbst 1970 unser Institut sechs ungarische Studenten in verschiedene Berliner Betriebe zum Ingenieurpraktikum schickte. Während der gleichen Zeit befanden sich sechs Germanistikstudentinnen zum Teilzeitstudium an der ›Humboldt-Universität‹. Daraus entstanden drei – bis heute andauernde – Ehen...

Somody: Ich habe in erster Linie Erfahrungen gesammelt, die mir in zwischenmenschlicher Hinsicht, in der Führungsarbeit, beim Konfliktmanagement, im Teamwork geholfen haben. Auf der anderen Seite musste ich mit der Tatsache zurechtkommen, dass die in der DDR zwischen 1977 und 1981 erworbenen wirtschaftlichen Kenntnisse nicht einmal für die damaligen ungarischen Verhältnisse brauchbar waren, so weit war die DDR in den Wirtschaftswissenschaften hinter Ungarn zurückgeblieben. Das war jedoch auch ein nützlicher Zwang, denn neben der Arbeit musste ich mich beruflich qualifizieren, was letzten Endes dazu führte, dass ich mit zwei Diplomen und einem Dokortitel als junger Mann wettbewerbsfähiger auf dem Arbeitsmarkt wurde.

Dorogman: Der Schauplatz des Studiums hat meine Laufbahn entscheidend beeinflusst. Ohne meine in der DDR verbesserten deutschen Sprachkenntnisse wäre ich 1977 sicherlich nicht zu ›MTI‹ gekommen; die Prüfung war nämlich extrem hart. Als ich 1988 Korrespondent in der DDR wurde, lag es nicht zuletzt daran, dass ich den kleineren deutschen Staat, dessen politische, gesellschaftliche und kulturelle Besonderheiten – dank meiner

Studienzeit – besser kannte als alle anderen in der Redaktion Außenpolitik von ›MTI‹. Und – wie Béla – ich habe meine Ehefrau ebenfalls in der DDR kennengelernt. Unser karges Stipendium wussten wir durch Dolmetschen fürs ›Buchungsmaschinenwerk Karl-Marx-Stadt‹ aufzubessern. Im ›Schulungszentrum Oelsnitz‹ (Erzgebirge) konnten wir 70 Mark (netto!) pro Tag dazuverdienen – in vier Tagen also die Summe unseres monatlichen Stipendiums einstreichen. (Kein Wunder, dass so mancher ungarischer Student öfter in Oelsnitz als an der ›TH‹ gesichtet wurde...) Beim Dolmetschen im Januar 1974 verguckte ich mich in eine hübsche junge Ungarin in einem Ascota-Lehrgang – zwei Jahre später heirateten wir.

Lábody: Einen entscheidenden Einfluss, bis auf den heutigen Tag. Sprach- und landeskundliche Kenntnisse brachten mich zur Außenpolitik, die Offenheit für die Vielfalt und der Wunsch, andere Länder kennenzulernen begleiteten mich bis an den heutigen Tag.

Wie schätzt Ihr die Rolle eines Vollstudiums im Ausland heute ein?

Somody: Heute geht es gar nicht darum, dass man im Ausland studiert, heute darf jeder überall frei studieren, der dafür das notwendige intellektuelle und finanzielle Zeug hat. Die Herausforderung sehe ich eher darin, dass junge Leute allein in der großen, weiten Welt sind, ohne ein Netz, das ihre Blicke ständig auf die Heimat lenkt. Die Eltern, die Regierungen, die verantwortlichen Behörden sollten dafür Sorge tragen, dass diese begabten jungen Leute zurückkehren und zum Aufbau ihres Heimatlandes beitragen, dass sie wissen und fühlen, dass ihre Begabung nicht nur ihre Privatsache ist, sondern im Dienste der ganzen Nation steht.

Lábody: Ein Land kann man nur als Student so richtig erleben, erfahren. Ich hatte die Gelegenheit, vielerorts zu leben und zu arbeiten; zunächst war ich enttäuscht, ich dachte, die Integration würde mir genauso leicht fallen, wie in meiner Studienzeit. Aber das geht nicht.

Dorogman: Das Vollstudium bot neben der universitären Ausbildung auch die Möglichkeit, die Traditionen, typischen Denkweisen und Verhaltensmuster eines anderen Volkes kennenzulernen. Es ist schade, dass man sich als 20jähriger mit der Oberfläche zufrieden gibt und keinen Drang verspürt, in tiefere Schichten zu dringen, um die Zusammenhänge zu erhellen. Von Karl-Marx-Stadt, dem ehemaligen ›sächsischen Manchester‹ haben wir in der Zeit auch viel zu wenig verinnerlicht, obwohl diese Industriestadt trotz ihrer relativen Öde auch interessante und attraktive Facetten besitzt; wie ich neulich aus der ›FAZ‹ erfahren durfte. Kein Problem, im Sommer (zum 30. Jahrestag unseres Staatsexamens) machen wir eine Nostalgietour nach Chemnitz, so werden wir auch die Stadtteile ent-

decken können, von denen wir in den 70er Jahren nicht einmal gehört haben.

Weyer: So etwas ist nicht mehr in Mode. Eigentlich schade. Auf der anderen Seite würde das Auslandsstudium nicht mehr das menschliche Plus bieten, wie es zu *unseren Zeiten* vorhanden war. Die Mehrheit meiner Freunde stammen aus den fünf Jahren des Studiums. Die gegenwärtigen Massenuniversitäten oder Diplomfabriken wären dazu wohl gar nicht in der Lage. Ein gutes Beispiel dafür ist meine jüngere Tochter, die an der ›Humboldt‹ studiert.

Warum ist Euch der Verein wichtig?

Lábody: Vor allem, um bekannte Gesichter zu sehen, um Menschen zu treffen, mit denen ich einen Teil meiner Jugend verbrachte (heute darf ich es ja sagen), um zu erfahren, wie sie leben.

Weyer: Vielleicht weil er so ein schönes Büchlein über die *schönen alten Zeiten* herausgibt.

Dorogman: Meine Kontakte zum Verein sind ziemlich locker, ich pflege diese eher durch die Absolventenzeitung. Die feste *Nabelschnur* für mich ist die Landesgruppe Chemnitz. Wir Absolventen aus Karl-Marx-Stadt, allen voran die Vertreter der Matrikel 68 bis 75, kommen regelmäßig zusammen, kennen uns, unsere Kinder und deren Laufbahn. Es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass die Studienjahre lebenslange Beziehungen unter uns geschaffen haben – aber so wird es wohl auch im Falle anderer Stipendiaten aus anderen deutschen Städten sein.

Somody: Er führt, hält uns zusammen, trägt Werte und bewahrt die Wurzeln. Der Verein stellt mit ihren hochbegabten Mitgliedern ein Beispiel für andere Vereine dar. Die gegenwärtige ungarische Gesellschaft hat ein solches Beispiel bitter nötig, denn die Mehrheit weiß mit ihrem Schicksal immer noch nichts anzufangen.